

Die Begriffe der Ethnologen

I.

Wissenschaftliche Begriffe sind ein Spiegel der Forschung, in mancher Hinsicht. Man erkennt daraus thematische Schwerpunkte und Ziele, aus den Übernahmen die interdisziplinäre Verflechtung, aus dem Maß an Übereinstimmung die Unterschiede zwischen den Schulen des Faches.

Wenn man die volkskundlichen Wörterbücher daraufhin durchschaut, fällt zunächst das lange Dominieren der sachnahen Begriffe auf. So lauten z. B. die ersten F-Artikel im „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ (das 1936 zuerst erschien): „Fabel, (Fabian, Fabulat), Fachwerk, Fackel, Fadenspiele, Fahne, Fahenschwingen, Fahrende“ usw. (Beitl 1955: 180-183; 1974: 189-193). Ähnlich sachnah sind das „Taschenwörterbuch der österreichischen Volkskunde“ (Haberlandt 1953, 1959) und Wörterbücher für andere Sprachgebiete angelegt. Gleiches gilt von den großen, im ersten Drittel des Jahrhunderts begonnenen Themenlexika, dem „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ (Bächtold-Stäubli 1927-42) und dem „Handwörterbuch des deutschen Märchens“ (Makensen 1930-40). Alle erläutern eine große Fülle von konkreten Formen und kommen in der Generalisierung bis zu themengebundenen Gattungsbegriffen wie „Märchen“, „Tracht“ und „Volks Glaube“. Erst 1960 bot Åke Hultkrantz eine Übersicht über die generellen Begriffe der Europäischen Ethnologie und verglich sie zudem mit denen der Cultural Anthropology. Dabei wurde erkennbar, daß es in der europäischen Volkskunde durchaus eine theoretische Terminologie gibt, wenn auch – im Vergleich zu systematischen Disziplinen – noch wenig entwickelt. Denn obwohl Hultkrantz die Begriffe der Volkskundler vorrangig behandelte, erwiesen sich die Beiträge der amerikanischen Kulturanthropologen als ungleich bedeutender. Diese hatten sich theoretischen Problemen weiter geöffnet als die Volkskundler in Europa (Hultkrantz 1960: 12).

Seit Å. Hultkrantz' Wörterbuch sind mehr als zwei Jahrzehnte reger Orientierung an den Theorien und Methoden der Sozialwissenschaftler, der Historiker und der Kulturanthropologen vergangen, Jahre, in denen die eigenen Ansätze des Faches ebenfalls weiterentwickelt wurden. Wie allgemein die theoretischen Gesichtspunkte inzwischen in die Themenarbeit integriert wurden, zeigt das Beispiel der „Enzyklopädie des Märchens“ (Ranke 1975ff.). Darin werden theoretische und methodische Begriffe recht systematisch berücksichtigt, z. B. im ersten Band „Affinität, Akkulturation, Ambivalenz, Assimilation, Assoziation“ usw. Die theoretisch orientierten Studien der letzten Jahrzehnte legen es nahe, nun erneut Umschau zu halten, die Arbeit an den theoretischen Begriffen, deren Stellung in der Forschung und die weiteren Aufgaben neu zu überdenken.

II.

Welchen Sinn haben generelle Begriffe in einem empirisch-historischen Fach wie der Volkskunde? Könnte man sich nicht damit begnügen, die kulturellen Prägungen der historischen Situationen mit anschmiegsamen konkreten Sachbegriffen nachzuzeichnen und zu interpretieren? Die Fragen zielen nicht nur auf die begriffliche Ebene, sondern auf die dahinterstehende Frage nach dem Generellen und dem historisch Speziellen in der Kultur (vgl. Hultkrantz 1967:40). Ähnlich wie jede kulturelle Realisierung generelle und spezielle Züge enthält, wie die Betrachtungsebenen eine breitgefächerte Skala bilden zwischen dem Speziellen, ja Individuellen auf der einen Seite und den allgemein menschlichen Kulturzügen auf der anderen, so ordnen sich die sprachlichen Spiegelungen dieser Ebenen (die Fachtermini) in einer gestuften Skala vom Konkreten bis zum Abstrakten.

Anders gesagt: die Gruppen der *Sachbegriffe* und der *generellen Begriffe* stehen keineswegs blockartig einander gegenüber. Sie bilden vielmehr einen breiten Fächer mit allen feinen Übergängen von kleinen thematischen Spezialitäten (wie einer Form Motivbilder) bis zu sehr allgemeinen (wie „Wert“ oder „Funktion“). Entscheidend dabei ist, daß nicht an einem Punkt des Fächers das Konkrete endet und das Theoretische beginnt, sondern daß beide Aspekte fast in der gesamten Breite überlappen, daß es keinen noch so konkreten Begriff gibt, der nicht schon Abstraktion enthält. Ohne die moderne Wissenschaftstheorie dafür zu bemühen, kann man hier auf den in der empirischen Sprachforschung so erfahrenen Hermann Paul verweisen, der vor einem Jahrhundert (1886) schrieb: „Man befindet sich in einer Selbsttäuschung, wenn man meint, das einfachste historische Faktum ohne eine Zutat von Spekulation konstatieren zu können. Man spekuliert eben nur unbewußt“ (Paul 1920:5).

Daher wäre es zutreffender, auf der einen Seite der Skala von „relativ konkreten, recht sachnahen Begriffen“ zu sprechen und entsprechend auf der anderen Seite von „mehr generellen Begriffen“. Aber das wäre eine umständliche Ausdrucksweise, die wir zugunsten der holzschnittartigen Kurzformen beiseite lassen. Die groben Begriffe beeinflussen freilich durch ständige Handhabung unsere Vorstellung von der Wirklichkeit: Man betrachtet sie daher gern – ähnlich wie die Gegensatzbegriffe – als in klar abgegrenzte, gegensätzliche Blöcke gegliedert. Auf der einen Seite traditionelle Kultur, auf der anderen Kulturwandel, auf der einen die Volkskultur, auf der anderen die Oberschichtliche Kultur, auf der einen diachrone Prozesse, auf der anderen synchrone Strukturen usw.

Da die vielfach als Gegensätze verstandenen Begriffe den Blick fehlleiten, erscheint es dringend, den differenzierten Realitätsbezug der Begriffe zu betonen, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß eine Vorstellung von überlappenden Skalenbegriffen der Wirklichkeit ungleich näher kommt (s.u. V). Obwohl das leicht einsichtig erscheint, halten sich vereinfachte Vorstellungen zähe, zumal sie

durch die binären Oppositionen des Strukturalismus gerade im letzten Jahrzehnt neue Ermutigungen bekamen. Doch werden sie dadurch nicht besser.

Wie sich die Stufen der Begriffe (und der wissenschaftlichen Zugriffe) zwischen dem ganz Konkreten und dem hoch Abstrakten gliedern, sei an einem einfachen Beispiel erläutert. Das Feststellen eines „ganz einfachen historischen Faktums“ (im Sinne von H. Paul) wäre z. B. der Satz: „In Münster ist es heutzutage üblich, daß sich Familienmitglieder zu Weihnachten gegenseitig beschenken“. Obwohl es die Beschreibung eines sehr konkreten Sachverhalts ist, stecken in dem Satz doch schon mehrere Generalisierungen: indem etwas über das Verhalten einer Stadt von 250 000 Einwohner gesagt wird, indem man den Begriff des Üblichen (= fast allgemein Verbreiteten) gebraucht und ferner in dem Begriff „Geschenk“. Dennoch, es handelt sich um eine relativ sachnahe Aussage und „Weihnachten“ wie „Familienmitglieder“ sind doch recht konkrete Begriffe.

Wie von einem derartigen Satz ausgehend der generelle, der theoretische Anteil am Forschen und an den zugehörigen Begriffen ansteigen kann, soll ein schematischer Aufriß verdeutlichen:



Geht man die knappe Auflistung durch – die manchen Wegen der wissenschaftlichen Arbeit folgt – so sieht man, daß die generellen Begriffe insbesondere für das Vergleichen ähnlicher Kulturzüge aus verschiedenen Zeiten, Regionen und Sozialgruppen benötigt werden, für das Verfolgen durchgängiger Züge – quer zu den einzelnen Formen und historischen Situationen (vgl. u. IV).

III.

Die Skala von den konkreten Benennungen bis hin zu abstrakten Kategorien wie „Funktion“ oder „Kulturwandel“ bietet eine Möglichkeit, Begriffe zu gliedern. Damit sind die Begriffe zugleich den verschiedenen Stufen der wissenschaftlichen Tätigkeit zugeordnet: die konkreten Begriffe dem empirischen Erfassen und Beschreiben der kulturellen Erscheinungen, die mehr generellen Begriffe dem Vergleichen sowie dem Formulieren von Regeln, Modellen und Theorien.

Quer dazu liegt ein anderes Gliederungsprinzip: die Unterscheidung von *Prozeßbegriffen* und rein gliedernden, *statischen Begriffen*. Alle Begriffe sind dem berechtigten Anliegen der Wissenschaften zugeordnet, das komplexe, als Ganzes nur schwer zu überschauende Geschehen in handliche, leichter analysierbare Teile zu zerlegen, diese zu benennen und so für die Wissenschaftssprache konsistente Begriffe bereitzustellen. Wie wichtig das Anliegen ist, erkennt man leicht, wenn man Diskussionen mißlingen sieht, weil die Teilnehmer zu ungleiche Begriffe verwenden (und sich nicht wirklich verstehen). Diese Aufgabe steht hinter allen Gruppen von Begriffen, den konkreten wie den theoretischen, den statischen wie den prozessualen. Aber bei den statischen Begriffen steht *nur* dies dahinter, nicht mehr.

Was sind statische, rein gliedernde Begriffe? Dazu gehören alle Benennungen für Objekte und Objektgruppen, also „Pflug, Haus, Schrank“ und „Kleidung, Heischespruch, Lied, Sage“. Dem gesellen sich von den mehr generellen Begriffen jene zu, die für Teile der Kultur stehen, also „Motiv, Kulturelement, Reliktgebiet, Kulturraum, Sitte, Mode, Norm, Wert, Funktion“, u.ä. Demgegenüber stehen Prozeßbegriffe für Vorgänge, für Verläufe, im Konkreten etwa „Wohnen, Arbeiten, Singen, Erzählen“, im mehr Abstrakten z. B. „Diffusion, Akkulturation, endogener Wandel, sinkendes Kulturgut“.

Je nachdem welchen Begriff man von der Konsistenz der Kultur hat, bevorzugt man die eine oder die andere Gruppe. Wenn man die Kultur als eine Summe von Einzelteilen ansieht, als eine Art lockeres Konglomerat von zusammengeschwemmten Kulturbrocken, neigt man eher den statischen, rein klassifizierenden Begriffen zu. Wenn man dagegen – wie heute zumeist – die Kultur als ein in Systemen strukturiertes Bündel von kulturellen Prozessen betrachtet, wird man sich mehr an Prozeßbegriffe halten und den rein klassifikatorischen Begriffen lediglich eine mehr praktische, eine eher dienende Rolle zubilligen.

Ich halte es für sehr problematisch, wenn man im Klassifizieren die Hauptaufgabe der theoretischen Arbeit sieht. Denn eine Disziplin kommt nicht sehr weit, sie wird leicht steril, wenn sie nicht über das gegliederte Beschreiben hinausstrebt, wenn man sich behaglich und befriedigt zurücklehnt, sobald wieder ein Teil der Kultur säuberlich zerteilt, wohlgeordnet klassifiziert und mit Wortschildchen versehen ist.

In der Volkskunde hat man sich mehrfach damit beschieden. Es sei an die langen Bemühungen um Motivregister für Märchen, Balladen und Sagen erinnert, an die Klassifikationen für Pflug- und Haustypen, an das Definitionsbemühen von Sitte und Brauch, die nicht enden wollenden Diskussionen um Abgrenzung und Wesen der Volkskunst. Derartige Klassifikationen dürfen aber nicht den Endpunkt der theoretischen Arbeit bilden. Zuviel Scharfsinn sollte man nicht darauf verwenden.

Freilich sind Klassifikationen in den Wissenschaften weit verbreitet. „Eine einfache Erwägung zeigt, daß alle Klassifikationen, die der Mensch jemals gemacht hat, willkürlich, künstlich und falsch sind. Aber eine ebenso einfache Erwägung zeigt, daß diese Klassifikationen nützlich und unentbehrlich und vor allem unvermeidlich sind, weil sie einer eingeborenen Tendenz unseres Denkens entspringen. Denn im Menschen lebt ein tiefer Wille zur Einteilung... (Die Wissenschaft bietet eine) übersichtliche Parzellierung und Gruppierung der Wirklichkeit: durch künstliche Trennung und Aufreihung macht sie die Fülle des Tatsächlichen handlich und begreiflich“ (Friedell 1969:59f.). Derartige Auffassungen von der angeborenen Neigung zum Klassifizieren und zum Denken in Gegensatzbegriffen findet man auch in der neueren Verhaltensforschung (z. B. Lorenz 1975:238). Mir erscheint die Darlegung von Melville J. Herskovits ungleich realitätsnäher, der diese Denkschemata als historisch bedingt betrachtet, als ein Produkt der europäischen Denktradition. Wir sind nach ihm die Erben der auf Aristoteles zurückreichenden Wissenschaftsauffassung, die das Erkennen und Beschreiben von Phänomenklassen als Ziel ansah, von Klassen, die man als beständig und starr betrachtete. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts sei das Konzept der Variabilität ausgearbeitet worden. Und „nur der Faktor der Variation (kann) zum Verständnis der Prozesse und ihrer Bedeutung führen“. 1947 beschreibt Herskovits die Situation in der Kulturanthropologie so: „The classification of data, and the drawing of definitions on which classifications are to be based, are of such importance that it has taken science a long time to shake off the tradition that classification is an end in itself... (Now) classification has moved into its proper place, as an essential first step toward the analysis of process“ (Herskovits 1970:595).

Die Klassifikationen darf man schon deshalb nicht als eine Aufgabe für sich ansehen, weil sich ihre Prinzipien je nach dem angestrebten Ziel ändern. Wenn man die Reste ältester Mythologie sucht, gliedert man Volksglauben und Erzählgut anders, als wenn man die sozialen Funktionen des Erzählens ermitteln will. Deshalb taugt eine Klassifikation exakt nur für ein spezielles Forschungsziel. Ändert sich das Ziel, so muß man wieder auf die Realität oder auf das Quellenmaterial zurückgreifen und neu gliedern. Deshalb ist es kaum sinnvoll, einen hohen Aufwand mit Jahrhundert-Klassifikationen zu treiben in der trügerischen Hoffnung, damit eine dauerhafte Grundlage aller weiteren Forschung erstellt zu haben. Das mag bei dem auf (formkonstante) Pflanzen gerichteten Bemühen Carl

von Linnés richtig gewesen sein, bei der vielschichtigen und leicht wandelbaren, durch jede historische Situation neugeprägten Kultur haben Klassifikationen jedoch nur einen begrenzten Wert.

IV.

Welche Stellung haben Begriffe in der wissenschaftlichen Arbeit? Es erscheint nützlich, von einigen Prinzipien auszugehen, die der führende Vertreter der analytischen Wissenschaftstheorie Karl R. Popper formulierte. Seine Auffassung, man dürfe die Erörterung um Begriffe (ihre Bedeutung und die dahinter stehenden Klassifikationen) nicht als wissenschaftliches Hauptziel ansehen, faßte er in die „antiessentialistische Richtschnur“: „Laß dich nie dazu verleiten, Probleme ernst zu nehmen, bei denen es um Worte und ihre Bedeutung geht. Was man ernst nehmen muß, sind Fragen und Behauptungen über Tatsachen: Theorien und Hypothesen; die Probleme, die sie lösen; und die Probleme, die sie aufwerfen.“ (Popper 1979 :20). – Damit lehnte K. Popper keineswegs das Bemühen um eine praktikable Begrifflichkeit ab, er will dem lediglich seinen rechten Platz zuweisen. Diskussionen um Formen und Inhalte von Begriffen dürfen nicht zum Hauptanliegen einer Wissenschaft werden. Worte und Begriffe sind Verständigungsmittel, nicht mehr. Denn „das Streben nach Exaktheit ist ein vergebliches Bemühen, wenn es sich um Worte, Begriffe oder Bedeutungen handelt“ (Popper 1979 :34). Da die meisten generellen Begriffe als Teile einer Theorie eingeführt werden, die Theorien aber verschieden interpretiert werden können, „sind die implizit definierten Begriffe nicht bloß vage, sondern systematisch mehrdeutig“ (ebda: 35; vgl. Homans 1969 :25f.).

Man könnte dem sicherlich auch optimistischere Aussagen anderer Autoren über die Funktion von Begriffen gegenüberstellen. Aber hier kann es nicht um eine wissenschaftstheoretisch-philosophische Kontroverse gehen. Da die Positionen des kritischen Rationalismus auf der Forschungspraxis zahlreicher Wissenschaften fußen und in intensiver Auseinandersetzung mit den empirischen Disziplinen entstanden, bieten sie für ein historisch-empirisches Fach wie die Volkskunde ausgezeichnete Prinzipien für eine fruchtbare theoretische Arbeit. Deshalb lege ich hier die Popper'schen Maximen zugrunde, um nun nach einzelnen Funktionen zu fragen, die den generellen Begriffen zukommen.

Für alle Begriffe – gleich ob mehr konkret oder mehr generell – gilt, daß sie als notwendiges Handwerkszeug der wissenschaftlichen Verständigung dienen. Deshalb braucht jeder, der sich in einer Wissenschaft bewegen will, ein Wissen um die Begriffe (und ihre derzeitige und frühere Bedeutung). Das Wissen um ältere Bedeutungen braucht man nicht nur für wissenschaftsgeschichtliche Studien, sondern auch für Studien an derzeit diskutierten Problemen; denn meist

haben sich schon vorher Autoren zu dem Thema geäußert, aber sie verwandten die gleichen Begriffe mit anderen Bedeutungsnuancen oder sie gebrauchten für den gleichen Sachverhalt überhaupt ganz andere Begriffe. Fehlendes Wissen um derartige historische Unterschiede (durch Varianten je nach Forschungsrichtung noch komplizierter) bringt unnötige Verwirrung in die Diskussion.

Um die Verwirrung gering zu halten, benötigt die Europäische Ethnologie ein Begriffs-Wörterbuch (s. u. VI, 3), das außer der Begriffsgeschichte und der aktuellen Definition die systematische Stellung des Begriffes darlegt.

Allerdings haben Bemühungen um die systematische Ordnung der Begriffe ebenfalls nur zeitlich begrenzten Wert. Man muß sich wohl darüber klar sein, daß es schlechterdings kaum möglich ist, eine generelle, eine grundlegende Ordnung in die kulturanthropologischen Begriffe zu bringen (vgl. dagegen Schoeck 1974 : 355). Mir scheint, mit einem derartigen Ziel stände man ähnlich „an der falschen Front“ wie bei dem Bemühen um säkular gültige Klassifikationen (s. o. III). Denn solange die Wissenschaft fortschreitet, wird sich ihr Begriffsapparat wandeln. Neue Aspekte, neue methodische Zugriffe, neue Richtungen gebären mit einer gewissen Konsequenz neue Begriffe.

Die wissenschaftlichen Begriffe bleiben aber auch deshalb im Wandel, weil sich Verschiebungen durch Ungenauigkeit und Nachlässigkeit einschleichen. Und wenn sie erst einmal in Publikationen unterlaufen sind, schaffen sie wieder ein Faktum: Manche Leser merken sich gerade diese Bedeutungsvariante und arbeiten damit weiter usw. Durch diese stetigen kleinen Verschiebungen werden die Begriffe leicht unscharf und schwammig; sie verlieren ihren präzisen Zugriff für wissenschaftliche Analysen. Ist der Prozeß zu weit fortgeschritten, muß man prüfen, ob es noch sinnvoll ist, den Begriff weiterzuverwenden.

Schließlich kann man nicht daran vorbeisehen, daß wissenschaftliche Begriffe auch dazu mißbraucht werden können, um in Diskussionen und mit Publikationen Eindruck zu machen. „Rauchschirm des Jargons“ überschrieb Stanislaw Andreski ein umfangreiches Kapitel seines so lesenswerten Buches „Die Hexenmeister der Sozialwissenschaften“ (1979). Das Rezept ist schlicht, aber leider wirksam: Man umschreibt einfache und / oder allgemein bekannte Sachverhalte mit einer Häufung von fremd klingenden Termini (und mischt möglichst einige noch gar nicht übliche hinein). Oder man flicht in seinen Diskussionsbeitrag einige neue, den anderen sicherlich nicht bekannte Ausdrücke so ein, als ob es sich um gängige wissenschaftliche Begriffe handelte (d. h. man erläutert sie nicht); in der wohlbegründeten Hoffnung, die Zuhörer würden sich nicht trauen, nach der Bedeutung der neuen Begriffe zu fragen und aus Sorge vor einer Blamage verstummen. Schon mit Kleinigkeiten kann man so billige Wirkungen erzielen, wie mit dem Wörtchen „kultural“ (statt „kulturell“) in den siebziger Jahren. – Derartige Praktiken erschweren das Entstehen einer sachlichen, einigermaßen klaren Terminologie.

Im Einzelnen haben die generellen Begriffe folgende Aufgaben:

1. Generelle Begriffe sind erforderlich, um *Vergleiche* durchführen zu können. Denn was im strengeren Sinne Vergleiche erlaubt, das sind die der konkreten Vielfalt zugrunde liegenden generellen Züge der Kultur. Und generelle Züge werden durch generelle Begriffe benannt (Vgl. Gerndt 1977-78).
2. *Theoretische Aussagen* über die Kultur und ihre Prozesse benötigen stets eine gewisse Grundlage, ein Reservoir an generellen Begriffen. Man kann sagen, die generellen Begriffe seien die Werksteine für Regeln, Modelle und Theorien.
3. Ähnliches gilt für die andere Richtung der generellen, der theoretischen Arbeit: die *synoptischen Generalisierungen*. Sie zielen auf eine Periodisierung der Kultur, eine kulturräumliche Gliederung oder auf Aussagen über durchgängige, charakteristische Kulturzüge einer Sozialgruppe. Auch in diesen Fällen muß man die Vielfalt der Einzelheiten vergleichend betrachten; denn nur dadurch kann man generelle Aussagen (formuliert in generellen Begriffen) erreichen.

V.

Wie kann man die nötigen *Klassifikationen* anlegen, damit sie der komplexen Realität möglichst nahe bleiben und *eine Brücke* (keine Schranke) bilden *für die theoretischen Aufgaben* des Faches?

Die unbewußten Vorstellungen vom Gefüge des Begriffsinstrumentariums stammen vielleicht aus der täglichen Zettelkastenarbeit des Wissenschaftlers. Um die komplexe, ineinander verwobene Realität der Kultur leichter überschaubar zu machen, gliedern wir sie nach verschiedenen Gesichtspunkten. Aber die dabei entstehenden, für uns notwendigen Begriffe dürfen wir nun nicht als Gefüge der Realität betrachten, jedenfalls nicht in der den Wissenschaftlern so bequemen Form der säuberlich abgegrenzten Begriffsblöcke und der wohlgeordneten Hierarchie des Begriffsinstrumentariums.

Wie verbreitet derartige Vorstellungen sind, erkennt man daraus, daß auch die konkrete Forschung vielfach in abgegrenzten Sachgruppen verläuft und vorgestellt wird: der eine ist Hausforscher, der andere Möbelforscher, ein dritter Spezialist für rechtliche Volkskunde und der nächste für Märchen und Sagen. Entsprechend stellt man sich dann allzuleicht die Kultur gegliedert in abgegrenzte, nebeneinander liegende Sachbereiche vor. Wie eingefahren derartige Vorstellungen sind, erkennt man daran, daß grundsätzliche Kritiken an diesem „Schema“ („Kanon“) nötig waren (Scharfe 1970; Wiegelmann 1968, 1971), aber dennoch inzwischen kein neues Konzept genau formuliert und erprobt wurde.

Aber wir müssen derartige zu simple Konzepte überwinden, um der Realität besser gerecht zu werden und um griffigere Begriffsinstrumente zu erhalten. Wie kann das geschehen? Mir scheint, es wäre manches gewonnen, wenn man folgende Gesichtspunkte beachtete:

1. Alle Begriffe spiegeln die generellen Züge der kulturellen Prozesse nur unvollkommen und verzerrt wider. Diesen Sachverhalt kann vielleicht ein Vergleich erläutern: Die Kugel-Gestalt der Erde kann man nur mit Verzerrungen in Karten abbilden. Genau gelingt die Maßstabstreue nur in einer Hinsicht, entweder man hat eine winkeltreue oder eine flächentreue Karte. Deshalb muß man entscheiden, wofür man sie braucht, um danach auszuwählen. – Durch die Schwierigkeiten bei den an sich einfachen Beziehungen zwischen Kugel und Ebene wird verständlich, warum es schlechterdings unmöglich ist, die vieldimensionalen, verschlungenen und sich stetig ändernden kulturellen Prozesse ohne *Verzerrungen und Realitätsverluste* in die Ebene unserer Begriffe zu projizieren. Jeder reale Kulturprozeß hat viele Dimensionen und Stränge, nicht nur in sachlicher Hinsicht, auch in genereller. So sind (und waren) am Wandel der Kleidermoden beteiligt: zentraldirigistische Einflüsse, Imitations- und Differenzierungsprozesse zwischen sozialen Schichten und Gruppen, Tendenzen des endogenen Wandels, regionale und funktionale Diffusionen, auch Akkulturationsprozesse zwischen Gruppen verschiedener kultureller Herkunft. Wenn wir nun – mit unseren Begriffen und theoretischen Konzepten – z. B. die regionalen oder die funktionalen Diffusionen aus diesem Knäuel heraussezieren und gesondert betrachten, so müssen wir zahlreiche Verknüpfungen zerschneiden. Ähnlich wie bei den Karten der Geographen kommen die anderen Seiten der Realität nur verzerrt ins Bild (oder sie bleiben ganz beiseite).

Die Realität der Kultur ist so vielschichtig und variabel, daß wir bei analytischer Beschränkung auf ein Konzept mit einem ungleich größeren Realitätschwund (als bei den Karten) rechnen müssen. Mit einem – sicherlich zu groben – Bild kann man Kulturprozesse mit dicken, vielsträngigen Schiffstauen vergleichen. Je nachdem, von welcher Seite man schaut, sieht man außen andere der vielen Einzelstränge. Schon die sichtbaren sind kompliziert ineinander verschlungen, aber noch mehr Verschlingungen liegen in der Tiefe. Will man den einen Strang (z. B. „Tradition“ oder „Diffusion“) daraus lösen, so muß man das kunstvolle, komplizierte Geflecht auflösen oder zerschneiden. Das hat seine analytische Berechtigung, aber hier bleibt zu betonen, daß wir dabei das System der kulturellen Prozesse auflösen und daß – selbst wenn wir alle Einzelstränge herauschälen und geordnet nebeneinander legen – das Gefüge, das charakteristische Ineinander der Kulturprozesse und die speziellen Funktionen der Einzelstränge (in den verschiedenen Phasen) verloren gehen.

2. So sehr der Vergleich auch hinkt und vergrößert, so wird daraus doch deutlich, daß man aus den generellen Begriffen (selbst wenn sie „vollständig“ wären)

nicht das Wesen der Kultur (und ihrer Teile) ablesen kann. Vielmehr muß man die Begriffe als Bausteine und technische Hilfsmittel beim Formulieren von Problemen, Hypothesen und Theorien auffassen. Aber gerade deshalb müssen wir sie – wie jedes Handwerkszeug – sorgsam auswählen, pflegen und tauglich machen für die theoretischen Aufgaben (vgl. o. IV).

3. Besonders wichtig scheint es mir, generell von der Vorstellung klar abgrenzbarer, blockartig gedachter Begriffe wegzukommen (s. o. III). Ungleich realistischer ist die *Vorstellung von weit gefächerten Skalen*. Zwar bringt es schon Differenzierung, wenn man z. B. die Tradition in verschiedene Gruppen und Verlaufstypen gliedert (s. Bringéus 1981 : 122ff.), aber noch realistischer ist ein Konzept von sich überschneidenden, überlappenden Skalen. So kann man eine Skala von ganz privaten bis zu völlig öffentlichen Traditionen erkennen, eine andere von sehr festen, starren bis zu recht variablen Traditionen (die sich mit dem Wandel verzahnen), eine dritte Skala, die von Traditionen im ganz Alltäglichen bis hin zu denen im Hochfestlichen reicht, ferner eine von mehrfacher täglicher Realisierung der Traditionen bis zur Realisierung nach langen Jahresintervallen, schließlich eine Skala von den ganz notwendig-nützlichen Dingen bis zu rein symbolischen Traditionen. Faßt man die generellen Begriffe in dieser Weise auf – als Merkworte, als Sammelbegriffe für in verschiedenen sich überschneidenden Skalen gegliederte Vorgänge –, dann erreicht man mehrere erstrebenswerte Ziele:

- a. Die Begriffe werden aus ihrer Isolierung gelöst, da jede Skala überlappt mit der anderer, benachbarter und selbst gegensätzlicher Begriffe. So überlappt die Starr-Variabel-Skala von „Tradition“ am variablen Ende auf breiter Strecke mit der Skala von „Kulturwandel“ und am „festeren“ Ende der Skala gibt es Überschneidungen mit dem endogenen Wandel.
- b. Die Begriffe werden direkt miteinander „vernetzt“, schon allein dadurch, daß die meisten Skalenaspekte bei allen generellen Begriffen anzuwenden sind. Dadurch sieht man sogleich mehrere Querbeziehungen zwischen den verschiedenen Prozeßtypen.
- c. Noch mehr: Die verschiedenen Skalen verbinden die generellen Begriffe direkt mit dem komplizierten Systemgefüge der Kultur und so mit den theoretischen Konzepten. Denn die Kriterien für die Skalen der generellen Begriffe sind die gleichen wie die für eine operable, differenzierte Gliederung der Kultur (s. Wiegelmann 1971; 1977 : 97-100).

4. Mit der Charakterisierung der Begriffsinhalte durch ein Geflecht von Skalen wird bereits ein Anliegen verwirklicht, das dennoch eigens betont werden soll: Bei der Erläuterung und Handhabung von Begriffen sollte stets das *Umfeld der angrenzenden Begriffe* mitbeachtet, mitcharakterisiert werden; z. B. in welcher Weise die Prozesse von „Tradition“ und „endogener Wandel“ einander bedingen,

inwiefern „Kontinuität“ einen Spezialfall von „Tradition“ darstellt usw. – Diese Forderung könnte man (für sich genommen) so verstehen, daß an abstrakte, künstliche Begriffshierarchien gedacht sei. Darum geht es aber nicht. Wie gesagt, steht dieses Anliegen im Rahmen der Skalen-Auffassung.

5. *Prozeßbegriffe* sollten möglichst in der Begriffsform bereits das Prozeßhafte erkennen lassen. Konkret: Hans Naumann (1922) sprach mit dem Begriff des „Gesunkenen Kulturgutes“ vertikale Diffusionsprozesse an. Aber in der Wortform seines Begriffes nannte er den Endzustand, nicht den Prozeß selbst. Statt dessen scheint mir „Sinkendes Kulturgut“ angemessener, um mit dem Begriff den Prozeß selbst anzusprechen.

Mancher mag dieses für nebensächliche Wortspielerei halten. Ich meine jedoch, damit kann man eine Konzentration der Betrachtung auf die Prozesse selbst bewirken, und das Ineinander verschiedener gegenläufiger und ineinander verschränkter Prozesse kommt so leichter in den Blick.

VI.

Ergänzend zu dem Gesagten sollen kurz einige Hinweise zu anstehenden *Aufgaben* formuliert werden. Die mehr generellen Begriffe haben ihren Sinn darin, daß sie die wissenschaftliche Tätigkeit erleichtern sowie die Aussagen intersubjektiv und interdisziplinär verständlich machen. Diese Aufgaben können sie nur erfüllen, wenn sie im Fach den meisten Wissenschaftlern (und auch dem Nachwuchs) bekannt, „zur Hand“ sind und von allen in gleicher Weise verstanden werden. Denn wenn jeder seine Privatterminologie aufbaute und damit hantierte, wäre es sofort mit der gegenseitigen Verständigung, mit dem Übermitteln und Kritisieren von Forschungsergebnissen vorbei. Diskussionen könnten schlechterdings nicht mehr stattfinden.

Dieses Gedankenspiel skizziert ein Extrem, das nie eintritt, aber es verdeutlicht auch, wohin die Tendenz geht, wenn Wissenschaftler sich zu sehr in ihre Privatprägungen verlieben oder wenn Gruppierungen ihren Spezialjargon pflegen. Generell darf man die Forderung erheben, daß die Wissenschaftler einer Disziplin alles vermeiden, was die Grundlagen des gemeinsamen Begriffsinstrumentariums erschüttert. Positiv ausgedrückt: Sie sollten die in den Arbeiten des Faches bewährten Begriffe sorgfältig behandeln und weiterentwickeln. Das Weiterentwickeln kann in zwei Richtungen geschehen (die sich nicht zu widersprechen brauchen): Weiterentwickeln für die Aufgaben des eigenen Faches, um ein differenzierteres Begriffsinstrumentarium zu erreichen; Weiterentwickeln aber auch zur Erleichterung der Diskussion zwischen den Disziplinen, also die Begriffe möglichst entsprechend dem zu wählen und zu definieren, was in den maßgebenden

Nachbardisziplinen üblich ist. – Allgemeine Grundsätze sind leichter zu formulieren als genauere Ratschläge. Diese könnten etwa so lauten:

1. Man gehe umsichtig vor beim *Neuprägen von Begriffen*. Neue Begriffe ergeben sich stets und ganz normal durch den Fortgang der Forschung. Sie werden immer dann nötig, wenn man ganz neue, bis dahin nicht aufgetretene Sachverhalte untersucht; ferner, wenn man neue Tendenzen, neue generelle Züge der Volkskultur entdeckt, Züge, die bis dahin zwar vorhanden waren, aber unbeachtet blieben; schließlich, wenn neue Modelle, neue Regeln und Theorien entwickelt werden. In all diesen Fällen „normaler Begriffsproduktion“ wird man es für gängig nehmen dürfen, daß es für einen neuen Sachverhalt zunächst mehrere konkurrierende Begriffsvorschläge gibt (bis sich einer davon durchsetzt).

Dagegen ist es verständlich, aber terminologisch nicht ohne Bedenken, wenn man bekannte und schon benannte Sachverhalte mit neuen, gängigeren Begriffen versieht. Verständlich, weil jede Wissenschaft in der Sprache ihrer Zeit sprechen will (und deshalb bei raschem Sprachwandel Anpassungen nötig werden); bedenklich, weil durch die Vermehrung synonyme oder fast synonyme Begriffe das Verhältnis Realität – Begrifflichkeit kompliziert wird.

Demgegenüber bereiten jene neuen Begriffe für Altbekanntes, die keinem breiteren Bedürfnis entsprechen, eigentlich der theoretischen Arbeit nur Schwierigkeiten. Ein Nutzen ist dabei nicht zu erkennen. – Um Neuprägungen dieser Art zu vermeiden, sollte man es sich zum Prinzip machen, vor dem Publizieren eines Vorschlags zunächst die Geschichte und aktuelle Geltung der Begriffe im zugehörigen Umfeld genau durchzugehen und zu prüfen, welchen Sinn ein neuer Begriff in diesem Rahmen haben kann.

Der erfahrene Ludwig Reiners (1943 : 433) sprach für diese Fälle eine deutliche Mahnung aus: „Neue Terminologien auszudenken macht (zwar) viel Freude und erleichtert den Ausdruck ungemein. Aber zwei Drittel der Leser versteht sie nicht, das restliche Drittel behält sie nicht, und daß vollends die Fachgenossen die neu erfundene Terminologie anwenden, ist ein schöner Traum der Worterfinder. Schon einzelne neue Fachausdrücke setzen sich selten durch, ganze Begriffsgebäude nie“.

2. Jeder sollte sich bemühen, die erprobten und allgemein akzeptierten Begriffe stets *in der üblichen Bedeutung zu verwenden*, Mißverständnisse ebenso zu vermeiden wie private Umdeutungen der Begriffsinhalte. Für die nicht selten unterlaufenden (oder bewußt geübten) inhaltlichen Umdeutungen gilt dasselbe wie für unnötige Neuprägungen. Sie haben die gleichen Folgen, d. h. sie erschweren die Verständigung, die sachgerechte Kritik und fruchtbare Diskussionen, ja sie können das Verständnis, die Funktionen eines Begriffes so schwächen, daß man dazu neigt, ihn ganz zu meiden und für den Sachverhalt einen neuen zu prä-

gen (trotz des Risikos und des Aufwandes, den die Einführung eines neuen Begriffes fordert).

3. Um den beiden Forderungen gerecht werden zu können, benötigt jedes Fach ein *Begriffswörterbuch*, das dem Einzelnen die Orientierung erleichtert und das den Begriffsbestand für die Kontakte zwischen den benachbarten Wissenschaften bereitlegt. Daher müßte es ein Wörterbuch sein, das durch Neubearbeitungen immer wieder auf den neuen Stand gebracht wird. Es ist umso nötiger, weil die Geltung der Begriffe in den verschiedenen europäischen Sprachgebieten sonst schlechterdings nicht überschaubar ist. Dafür bot Å. Hultkrantz 1960 einen wichtigen Ansatz, der aber leider bisher nicht weiterentwickelt wurde. Ein derartiges Begriffswörterbuch sollte etwa folgende Gesichtspunkte berücksichtigen: Von welcher Disziplin wurde der Begriff übernommen; in welcher ursprünglichen Bedeutung? In welchen Richtungen des Faches wurde er verwandt? In welche theoretischen und methodischen Konzepte wurde er eingegliedert; im Kontext mit welchen anderen Begriffen? In welcher Art von Themenstudien erprobte man ihn bisher? Ist er übertragbar auf andere Bereiche, z. B. von der Märchen- auf die Möbelforschung (um weit voneinander entfernte Komplexe zu nennen)? In welchen regionalen Schulen des Faches spielte er bisher eine Rolle? Diese Aspekte der Begriffsgeschichte sind sicherlich nicht vollständig, aber sie deuten vielleicht die Bereiche an, die zu behandeln wären.

Der andere Hauptaspekt wäre der derzeitige Begriffsinhalt und die systematische Stellung des Begriffes. Dabei ergeben sich z. B. folgende Fragen: Welche Definition gilt heute? Oft wird man wohl mit mehreren Definitionsvarianten rechnen müssen. Welches sind zugehörige Oberbegriffe und Unterbegriffe, welches die Gegensatzbegriffe? Um welche Art von Begriff handelt es sich, d. h. wo liegt seine Position in der Skala zwischen konkreten und abstrakten Begriffen, ist es ein rein klassifikatorischer oder ein Prozeßbegriff?

Ferner: In welcher Richtung könnte der Begriff, könnten die zugehörigen Studien weiterentwickelt werden? Welche zugehörigen Begriffe wurden noch nicht (oder noch zu wenig) erörtert? Ist es sinnvoll, den Begriff beizubehalten oder ergeben sich durch ihn Mißverständnisse und Unklarheiten? Durch welchen anderen (oder neuen) Begriff könnte er ersetzt werden?

Wie die Begriffe einen Spiegel der Forschung bieten, so die generellen Begriffe einen Spiegel für den Reifegrad der theoretischen Arbeit. Beide Seiten – die generellen Begriffe wie die Modelle und Theorien – sind in der Europäischen Ethnologie noch durchaus weiter zu entwickeln. Die Arbeit auf den verschiedenen Ebenen vermag sich zudem gegenseitig zu stimulieren. Denn durchdachte Begriffsstudien lassen neue Probleme und Forschungsaufgaben sehen, neue Modell- und Theorieentwürfe bieten andererseits stets Beiträge zur generellen Begrifflichkeit.

LITERATUR

- ANDRESKI, Stanislav
1977 Die Hexenmeister der Sozialwissenschaften. Mißbrauch, Mode und Manipulation einer Wissenschaft. München
- BÄCHTOLD-STÄUBLI, Hanns (Hrsg.)
1927- 1942 Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. 10 Bde, Berlin u. Leipzig
- BEITL, Richard
1955/ 1974 Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 2. und 3. Aufl. Stuttgart
- BRINGÉUS, Nils-Arvid
1981 Människan som kulturvarelse. En introduktion till etnologin. 2. Aufl. Lund
- FRIEDEL, Egon
1969 Kulturgeschichte der Neuzeit, München
- GERNDT, Helge
1977/ 1978 Die Anwendung der vergleichenden Methode in der Europäischen Ethnologie. In: *Ethnologia Europaea* X: 2-32
- HABERLANDT, Arthur
1953/ 1959 Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. 2 Teile, Wien
- HERSKOVITS, Melville J.
1970 Man and his Works. The Science of Cultural Anthropology. New York
- HOMANS, George Caspar
1969 Was ist Sozialwissenschaft? Köln u. Opladen
- HULTKRANTZ, Åke
1960 General Ethnological Concepts. Kopenhagen
1967 Some Remarks on Contemporary European Ethnological Thought. In: *Ethnologia Europaea* I: 38-44
- LORENZ, Konrad
1975 Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens. München u. Zürich
- MACKENSEN, Lutz (Hrsg.)
1930- 1940 Handwörterbuch des deutschen Märchens. 2 Bde, Berlin u. Leipzig
- NAUMANN, Hans
1922 Grundzüge der deutschen Volkskunde. Leipzig (2. Aufl. 1929, 3. Aufl. 1935)
- PAUL, Hermann
1920 Prinzipien der Sprachgeschichte. 5. Aufl. Tübingen
- POPPER, Karl R.
1979 Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung. Hamburg
- RANKE, Kurt (Hrsg.)
1975f. Enzyklopädie des Märchens, Bd. Iff., Berlin
- REINERS, Ludwig
1953 Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa. München
- SCHARFE, Martin
1970 Kritik des Kanons. In: *Abschied vom Volksleben* (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Bd. 27). Tübingen: 74-84
- SCHOECK, Helmut
1974 Geschichte der Soziologie. Freiburg
- WIEGELMANN, Günter
1968 Wider das „volkskundliche Schema“. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 64. Jg.: 16-18
1971 „Materielle“ und „geistige“ Volkskultur. Zu den Gliederungsprinzipien der Volkskunde. In: *Ethnologia Europaea* IV (1970): 187-193
1977 Theorien und Methoden. In: *G. Wiegelmann / M. Zender / G. Heilfurth, Volkskunde. Eine Einführung*. Berlin: 39-86

Concepts of Ethnologists

I Scientific concepts are a reflection of research. Thus in dictionaries of the early 20th century, material concepts were still absolutely dominant. Theoretical concepts were first assembled in 1960,

in Å. Hultkrantz's pioneering Dictionary. More than tow decades have passed since then; the time is ripe for a fresh survey.

II What is the aim of general concepts in an empirical-historical subject such as European ethnology? Are materia- related concepts not sufficient? It is, of course, possible to separate material from general concepts, but the groups do not stand opposite each other as divided units. It is much more a question of broadly compartmented scales which overlap each other. For even "the simplest historical fact cannot be established without a dash of speculation" (of theory).

III At the same time, concepts relating to process can be separated from static concepts. Static concepts can be organised into classifications. These have played a significant role in European ethnology; they should never be seen as the be-all and end-all, but rather as a first step in scientific work.

IV All concepts form part of the scientific hand tool. In particular, they facilitate communication between scholars. *General* concepts have above all the following functions:

1. They are necessary for the making of comparisons, since comparisons are made possible by the general traits of culture (which we include amongst the general concepts).
2. Theoretical statements of all kinds – rules, models, theories – require as a basis on which we can build a reservoir of general concepts.
3. Synoptic generalisations – periodisation, the formation of cultural provinces, general statements on the culture of social groups – require general concepts.

V As principles for work on general concepts, the following points may be mentioned:

1. Concepts reflect the reality of cultural processes only in an incomplete and distorted way. Culture is too highly stratified and too variable to be fully and adequately comprehended in conceptual schemes.
2. Therefore, with general concepts – even if they were perfect – we do not grasp the essence of culture, but merely one of its aspects.
3. In order to get as close as possible to reality, it is best to interpret all concepts as a bundle of broadly compartmented scales: for example, in relation to tradition, scales between private and public, fixed and variable, everyday and festival, between essential and symbolic processes of tradition. In this way concepts are removed from their isolation, and indeed interlock directly with each other. Moreover the scales bind the general concepts together with the complicated structural system of culture.
4. This already calls for a further requirement: the concepts must always be viewed in their own conceptual environment.
5. In order to label the groups of concepts more clearly, concepts relating to process should already be recognised in the spoken formulation of the bounds of the process.

VI The following tasks may be specified:

1. Care is needed during the fresh coining of concepts. New concepts are needed, however, if completely new facts are discovered or if quite new models or theories are developed.
2. Generally accepted concepts should always be used in the appropriate sense, for imprecise use causes serious damage to the conceptual tool.
3. European ethnology requires a dictionary of general concepts, comprehensively orientated, but which through constant revision is always up to date.